

Dr. phil. Justus H. Ulbricht (Dresden)

Erinnerungslandschaft Dreiländereck-Ostsachsen Beobachtungen und Nachfragen

Liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren,
eingangs möchte ich mich für die Einladung zu diesem Symposium bedanken. Ob es ein Gewinn oder ein Fehler war, mich nach einem Statement zu fragen, könnten wir nachher im Gespräch zu klären versuchen. Ich jedenfalls möchte die kommenden Minuten nutzen, Ihnen einige sehr persönliche Bedenken und Nachdenklichkeiten vorzustellen, die mich seit Jahren immer wieder umtreiben.

Im Duktus ist mein Vortrag – hoffentlich – der eines Selbstgesprächs bzw. eine Einladung zur Debatte. Denn über das, was ich hier versuche zu formulieren, kann man wahrlich streiten. Ein angeblich wasserdichter, fußnotengespickter Aufsatz ist etwas anderes, liegt mir aber nicht – jedenfalls nicht für diesen Anlass und unser heutiges Tagungs-Format.

Anfang dieses Jahres erschien der Band „Erinnerungs- und Gedenkort im sächsischen Dreiländereck“, auf den ich meine heutigen Bemerkungen ebenso stütze wie auf meine eigenen Arbeiten zu Fragen der Erinnerungskultur, die ich seit etwa 1995 vermehrt angestellt habe.

Dies zuerst im Blick auf die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts und des sogenannten „Zeitalters der Extreme“; sodann in meinen Weimarer Jahren in einer kritischen Perspektive auf das kulturelle Erbe Weimars, Jenas, Erfurts und Thüringens. Später interessierten mich Aspekte der Erinnerungslandschaft im heutigen Sachsen-Anhalt – und seit Anfang der 2000er-Jahre befasste ich mich mit Fragen der sächsischen und Dresdner Erinnerungskultur. Ach ja, und dann komme ich ursprünglich auch noch aus Westdeutschland – was eigentlich über 30 Jahre nach der Friedlichen Revolution keine entscheidende Rolle mehr spielen sollte (und für mich auch nicht spielt), worauf ich jedoch immer wieder gerne von ostdeutschen Eingeborenen hingewiesen werde – bis hin zu meiner häufigen Erfahrung, mit dem Wessi-Argument aus aktuellen Debatten um das regionale Gedächtnis herausgerechnet zu werden.

Ich schaue also in der Tat von außen auf die Region im Dreiländereck und kann mir eingangs nicht die Bemerkung verkneifen, dass der Titel des erwähnten Bandes sich auf einen Alltagsgebrauch des Wortes „Erinnerungsort“ gründet, der aus theoretischer Perspektive eigentlich nicht legitim ist. Denn „Erinnerungsorte“ sind gedachte, allenfalls symbolisch verdichtete Orte im ebenso imaginierten, gemeinsamen Gedächtnis sozialer Kollektive – von der familialen Kleingruppe bis hin zur großen Gesellschaft, von Vereinen zu Milieus...und so fort. Ich weiß, dass Sie das eigentlich wissen...wenn man aber etwa ein Denkmal oder eine ganze Gedenkstätte weiterhin einfach als „Erinnerungsort“ bezeichnet, suggeriert man eine Kontinuität, Konstanz und materiale Festigkeit des Ortes, die dem theoretischen Konstrukt Erinnerungsort und dessen analytischer Potenz im eigentlichen Sinn nicht eignet.

Erinnert man sich zudem an ein Diktum des Künstlers Jochen Gerz, der meinte, die eigentlichen Orte der Erinnerung seien Menschen, nicht Denkmäler, dann ist die Richtung meiner folgenden Anmerkungen und Nachfragen deutlich bezeichnet.

I. Ist das Dreiländereck eine „europäische“ Erinnerungslandschaft – und wenn ja, was bedeutet das?

Claus Leggewie hat in seinem immer noch lesenswerten Buch von 2011 schon im Titel angedeutet, dass der „Kampf um die europäische Erinnerung“ ein „Schlachtfeld“ ist. Sodann durchschreitet er intellektuell „sieben Kreise europäischer Erinnerung“ – und bleibt dabei auf die eher dunklen Seiten der internationalen Erinnerung unseres imaginären Kontinents Europa verhaftet. So wichtig es ist, die Schrecken etwa der europäischen Kolonialgeschichte, des Völkermords und der Vertreibungen, der Diktaturen und der staatlichen Willkür – und damit die Geschichte von deren Opfern und den jeweils politisch Verantwortlichen – nicht zu vergessen...taugt das auch zukünftig noch für eine Geschichte Europas in Friedenszeiten? Und wird mit der Bearbeitung des Grauens eine demokratische Identität gestiftet, auf die wir gerade jetzt, vor allem aber künftig so dringend angewiesen sind? Wo bleiben denn die Erinnerungen an gelungene europäische Momente in der Geschichte, an das Glück (nicht die Selbstzufriedenheit) Europäer zu sein, an die hoffnungsvollen Momente unserer gemeinsamen Geschichte?

Sollte es nicht darum gehen, derartige Aspekte der Vergangenheit und Gegenwart auch im Dreiländereck künftig deutlicher zu akzentuieren, also die selbstverständlichen, stabilen und

die jeweiligen Dialogpartner beglückenden Erfahrungen stärker ins offizielle Erinnern zu integrieren? Die Freundschaften zwischen Musikern und Literaten, Journalisten und Intellektuellen über Grenzen und Gräben hinweg gehörten dann mit in unser Erinnerungsbild wie auch alle anderen Formen gelungener sozialer, politischer und zwischenmenschlicher Beziehungen. Faktisch aber stehen – so zumindest in meiner Einschätzung – die Erkenntnisse bspw. der Kultur- und Geistesgeschichte und die der Politik- und Erinnerungskulturforschung vielfach unvermittelt nebeneinander. Sollte das so bleiben?

Außerdem sei die Bemerkung gestattet, dass es kaum selbsterklärend ist, von einem europäischen Gedächtnisraum zu sprechen, wenn Inhalt und Stellenwert des Begriffes „Europa“ ungeklärt bleiben. Ist „europäisch“ eine Beschwörungsformel, um gegen nationale oder gar nationalistische Erinnerungskulturen Front zu machen? Wer und was gehört zu „Europa“ jenseits der unbestreitbaren Aussage, dass es konkrete Mitglieder der Europäischen Union gibt? Wodurch, auf der Grundlage welcher ethischen Normen oder gemeinsamer historischer Erfahrungen ist Europa eine Kultur- oder gar Gesinnungsgemeinschaft, die anders „tickt“ als die anderen Kontinente und Weltteile?

Und wer sich weniger als Europäer, geschweige denn als Angehöriger einer konkreten Nation, versteht, sondern als „Kosmopolit“, dürfte dennoch der Frage nicht entgehen, welche Inhalte und Überzeugungen einen Weltbürger denn ausmachen. Erledigt die kosmopolitische Haltung, die man einnimmt, diejenigen nationalkulturellen Prägungen, die die meisten von uns – oftmals unbewusst und unaufgeklärt – mit sich tragen? Eine weltgesellschaftliche Perspektive auf Geschichte jedenfalls entlastet keine Gesellschaft, sich auch oder gar erst einmal mit ihrer eigenen Geschichte zu befassen – wobei dann deutlich werden kann, wie international oder übernational das ist, das wir als genuin „deutsch“ oder „polnisch“ oder „tschechisch“ oder...oder halten.

II. Wie „post-national“ und „postheroisch“ sind die nationalen Erzählungen im Dreiländereck?

Glaubt man den Propheten und Propagandisten so mancher „Post“-Erzählungen, dann leben wir heute nicht nur in „postmodernen“ oder „post-kolonialen“ Zeiten, sondern auch in der Ära des Postheroismus.

Das mag für Deutschland gelten im Blick auf die Hekatomben von gefallen Soldaten der zahlreichen Kriege des 19., vor allem aber der „totalen Kriege“ des 20. Jahrhunderts. In diese vergangenen Heldengalerien werden die neuen Toten und Verwundeten der Bundeswehr in ihren Auslandseinsätzen nicht integriert, sondern diese verletzten oder toten Soldaten sind „Verwundete“ bzw. „Gefallene“, also besten- bzw. schlimmstenfalls „Opfer“.

Helden kennen wir zumeist nur noch im Sport oder wir zeichnen mutige Sanitäter und Feuerwehrleute als „Helden“ aus, allerdings als Helden des Alltags, nicht des Krieges. – In bestimmten politischen Milieus aber bleiben „deutsche Soldaten“ oder „verdiente Antifaschisten“ hingegen bis heute „Helden“ für ihre jeweilige Verehrergemeinschaft.

Die untergehende DDR, die Zeitzeugen der „Friedlichen Revolution“ und die Wiedervereinigungserzählung nach 1990 haben schließlich die „Helden“ von 1989 entdeckt oder erfunden – eine rein quantitativ eher kleine Gruppe entschlossener BürgerInnen, der sich andere anschlossen und in die sich Viele nachträglich einschreiben konnten, die 1989/90 faktisch nur Zuschauer – oder nach 1990 politische oder ökonomische Profiteure der „Wende“ gewesen sind.

Wohlgemerkt: Mir geht es nicht darum, das mutige Eintreten von Bürgerinnen und Bürgern ex post zu dekonstruieren oder gar in Zweifel zu ziehen....meine Bemerkungen sind allein als Vorschlag zu verstehen, das Helden-Narrativ zu verabschieden und sich die sozialen und politischen Rollen von Menschen in gesellschaftlichen Verhältnissen, vor allem in sogenannten „Revolutionen“, präziser, nüchterner, doch weiterhin voller Respekt und gegebenenfalls auch mit großer Sympathie anzuschauen.

Der Umgang mit dem Helden-Narrativ in Tschechien und Polen ist bis in unsere Tage offensichtlich ein ziemlich anderer als in der neuen Bundesrepublik – und damit bin ich wieder im Dreiländereck.

Diese andere Haltung zum „Helden“ hat auch damit zu tun, dass unsere beiden Nachbarnationen weiterhin – anders als Deutschland – über eine relativ geschlossene, in der Bevölkerung mehrheitlich akzeptierte Nationalerzählung der eigenen Geschichte verfügen. Traditionellerweise kennen Nationalerzählungen immer Helden, ja sie brauchen diese sogar. Denn wenn man Helden identifizieren kann oder gar die gesamte eigene Geschichte als heroischen Weg durch die Zeiten versteht, dann kann man auch „Schurken“, „Feiglinge“, „Defätisten“ und „Verräter“ eindeutiger ausmachen. Denn auch der sogenannte „einsame

Held“ ist eigentlich nie allein, denn er wird begleitet von seinen Gegenspielern und ist als Erinnerungsfigur existentiell getragen nur von seinen Verehrern.

Da ich wirklich von außen schaue, kann ich nicht beurteilen, ob die postheroische deutsche und die meist ungebrochene heroische Perspektive in den Geschichtsbildern der Polen und Tschechen in der konkreten Nachbarschaftsarbeit der Gedenkstätten und Gedenkorte in Ostsachsen wirklich schon vermittelt bzw. überhaupt erst einmal problematisiert worden sind. Dies aber scheint mir nötig. Denn die Rückkehr nationaler oder gar nationalistischer Meistererzählungen im politischen Seelenhaushalt unserer drei benachbarten Nationen hat ja auch alte Feindbilder und Stereotypen des jeweils anderen revitalisiert. Zur Rückkehr des äußeren Feindes gehört außerdem die des Inneren. Zu denen, die zur Nation gehören, gesellen sich dann die, die angeblich nicht oder nie dazu gehört haben.

Eine Wiederkehr der alten, überkommenen, eindimensionalen „Opfer-Täter“ oder „Helden-Täter“-Perspektive fungiert zudem oft als Deckerzählung, die unterschlägt oder vergessen lässt, dass die meisten von uns in der Regel Zuschauer im Geschichtsprozess sind, in dem wir uns einzurichten versuchen, den wir eventuell auch mittragen, dem wir uns also anpassen. Und das meine ich nicht moralisierend, sondern das ist eine Tatsache, deren Faktizität und Schlichtheit in manchen erinnerungskulturellen Diskursen jedoch zu wenig thematisiert wird.

III. Wie „postmigrantisch“ sind unsere Erinnerungskulturen oder müssten dies längst sein?

Dass wir in modernen Gesellschaften leben, die von Migrationsprozessen geprägt (manchmal auch überfordert) sind, ist uns bewusst. Das Suffix „Post-“ vor Migration kann realistischerweise allerdings nur dafür stehen, dass wir einige Migrationserfahrungen hinter uns, aber sicherlich noch viele vor uns, haben. Wichtiger ist die Frage, in welchem Maße unsere nationalen Erinnerungskulturen die historischen und lebensweltlichen Erfahrungen von Migranten (verschiedener Generationen, Kulturen und Ethnien) berücksichtigen.

Diese Frage stellt sich auch auf der Ebene der Vermittlung von Geschichte und Erinnerung. Will sagen: Was gehen denn die spezifisch deutschen Erfahrungen mit zwei Diktaturen und den innerdeutschen Massen-Migrationen nach 1945 und – weniger stark nach 1989 – diejenigen an, die erst kürzlich in unser Land eingereist oder geflüchtet sind? Wie schlägt man

eine Brücke von der Geschichte historischen, juristisch längst verjährten NS-Unrechts und der entsprechenden Inhumanität zu den Unmenschlichkeitserfahrungen unsere Tage und unserer Mitmenschen? Wie bereitet man inhaltlich, sprachlich, bildlich und didaktisch diejenigen Geschichten für MigrantInnen auf, die wir in unseren Gedenkstätten und Denkmalensembles erzählen wollen?

Die oftmals zu hörende Selbsteinschätzung vieler Deutscher, „wir hätten aus unserer Geschichte viel gelernt“ kann ja bisweilen in ihrer Pauschalität schon selbst bezweifelt werden. Vor allem aber ist nicht so einfach geklärt, wer denn mit dem Wort „wir“ konkret gemeint ist? Und noch etwas: Eine Frau mit türkisch klingendem Namen, die in Gelsenkirchen als deutsche Muttersprachlerin Abitur gemacht hat und zum Studium nach Berlin umzieht, ist keine Migrantin. Auch denen Eltern, die in den 1960er Jahren als sog. „Gastarbeiter“ in die untergegangene BRD gekommen sind, haben längst einen deutschen Pass und sind unsere Mitbürger. Will sagen: manchmal, oder vielmehr zu oft, wird das Epitheton „migrantisch“ verwendet, um Menschen als eigentlich nicht zugehörig zur Mehrheitsgesellschaft zu bezeichnen. „Eure Heimat ist unser Albtraum“ heißt ein entsprechendes provierenzscharfzüngiges Buch dazu.

Die Alltagserfahrung und Problematik ist mitzudenken, wenn wir über eine tatsächlich oder nur eingebildete „migrantische“ Perspektive unserer Erinnerungsarbeit nachdenken wollen.

IV. Religiöse Aspekte einer säkularen, primär politischen Erinnerungskultur

Bei diesem Thema ist Vorsicht geboten, wurde doch jüngst von einigen Zeitgenossen das „christliche Abendland“ gegen angebliche Überfremdungs- und Umvolkungsversuche verteidigt, von Zeitgenossen, die selbst nicht mehr wissen, was das Abendland eigentlich ist und die überwiegend nicht mehr konfessionell gebunden sind.

Betrachtet man allerdings Rituale, Sprachmuster und Bildformen in der öffentlichen Erinnerungskultur von Denkmälern, Wandbildern, Friedhöfen und Gedenkstätten, dann ist die religiöse Prägung der eigentlich offiziell profanen, politischen Gedenkkultur unübersehbar.

Und wer im Blick auf die politische Erinnerungsarbeit zitiert „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“, ohne den Beginn des Zitats mit zu zitieren („Das Vergessen verlängert das Exil...“) der macht Vergessen, dass dieser Satz aus der jüdischen Religion stammt und nur im Kontext der Sehnsucht der Rückkehr des jüdischen Volkes ins Gelobte Land Sinn ergibt. Unmittelbar

nach 1945 glaubte allerdings so manche Deutsche, dass sie – sofern sie sich nur heftig erinnern würden an den NS – von der Schuld unserer Kultur am Massenmord erlöst würden. „Werch ein Illtum“, würde Ernst Jandl sagen. Historische Erinnerung ist kein Teil eines Erlösungsprojektes, sondern ein Aufklärungsprojekt, zu dessen Gelingen Rationalität und Empathie gleichermaßen gehören.

Spuren religiöser Tradition finden sich jedoch nicht nur in Redewendungen, sondern vor allem in der Bild-, Architektur- und Gestaltungssprache zahlreicher Denkmäler im öffentlichen Raum, vor allem bei denjenigen Erinnerungszeichen, die sich mit Formen des gewaltsamen Todes und Sterbens befassen. – Wer solche Spuren und Einflüsse jedoch nicht erkennt, vermag diese Denkmäler nicht mehr präzise zu lesen. Dann verstummen die Zeichen und sind allenfalls noch ästhetisch interessant oder eher befremdend. Die entsprechenden Wissensbestände sind also in der pädagogischen Arbeit an den Orten und Zeichen der Erinnerung präsent zu halten, zum Thema zu machen, wieder hervorzukramen aus dem Unbewussten des kollektiven Gedächtnisses.

Ein letzter Gedanke zum Themenkomplex Religion: In meiner eigenen Arbeit im Osten Deutschlands (aber nicht nur dort) bin ich immer wieder Menschen begegnet, die Nietzsches Wort „Gott ist Tod“ als Triumphschrei des restlos aufgeklärten, von der Last des christlichen Glaubens befreiten, säkularen Menschen verstehen. Da muss man sagen, dass diese Leute Nietzsche nicht weitergelesen haben. Denn der „tolle Mensch“, der mittags bei hellstem Sonnenschein mit einer Laterne auf dem Marktplatz Gott sucht, sagt ja zu den Umstehenden „Gott ist tot. Gott bleibt tot. Wir haben ihn getötet. Und was machen wir nun, wir Mörder aller Mörder?“ Anders formuliert: Wer ist uns nach Gottes Tod denn nun künftig gnädig? Der Mitmensch muss das dann wohl sein. Doch wie macht man aus der „Krone der Schöpfung, der Mensch, das Schwein“ (Gottfried Benn) denn einen humanen Mitmenschen?

V. Wie viel Erinnerung an Schreckliches taugt zur Humanitäts- und Demokratieerziehung?

Meine vorletzte Nachfrage – dies sei eingestanden – fußt auf einem gewissen sehr individuellen Unbehagen. Mir scheint, dass unsere Erziehung zu humanem Handeln und Denken sowie zur Demokratie, zu demokratischen Haltungen zu oft – manchmal auch zu penetrant – als Ausgangspunkt, Argument, Beispiel und pädagogischen Hebel das reale,

historisch Wirklichkeit gewordene Gegenteil nutzt. Unsere deutsche, europäische und globale Geschichte ist wahrlich mit Beispielen undemokratischer politischer Verhältnisse, inhumaner Praxen, von Gewalterfahrungen und Kriegsgräueln allzu reich bestückt. Das alles soll und darf nicht vergessen werden, vor allem nicht im Interesse der Opfer und deren Nachfahren. – Aber ermutigt uns das im menschenrechtlichen und demokratischen Sinne für die Zukunft?

Friedrich Schiller – man verzeihe mir diese bildungsbürgerliche Reminiszenz – hat einmal gesagt „Denn es ist die Schönheit, durch die wir zur Freiheit wandern!“ Schiller musste das sagen, denn er war Künstler und konnte nur das; er war kein Direktor einer KZ-Gedenkstätte oder eines ehemaligen Geheimdienst-Gefängnisses.

Haben wir die „Schönheit“ in diesem Zitat, ohne es zu merken, durch den „Schrecken“ ersetzt? An welchen historisch schönen, gelungenen, begeisternden und zu feiernden geschichtlichen Ereignissen sollten wir uns künftig häufiger erinnern? Wie ist das Verhältnis zwischen gelungener und gescheiterter demokratischer Geschichte in unseren dominanten erinnerungskulturellen Erzählungen? Ermuntern wir unsere MitbürgerInnen, vor allem aber die Angehörigen unserer jüngeren Jahrgänge, zum Stolz auf bestimmte Ereignisse und Leistungen in unserer jüngeren Geschichte. Oder unterstellen wir zu schnell, dass Respekt, Mitleid und Empathie für die Opfer von Willkür und Gewalt, die ausreichende Basis zur Ausbildung demokratischer und humanistischer Grundhaltungen sind?

Ich frage seit 16 Jahren in meinem Weimarer Schülerprojekt, ob, wann und in welchen Zusammenhängen eine Lehrperson die Schülerinnen im Deutsch-, Geschichts- oder Ethikunterricht mal gefragt hat, worauf diese jungen Leute vielleicht stolz sein können oder gerne stolz wären. Die Antwort auf meine Frage ist so klar wie ernüchternd: NEIN, das kommt nicht vor. Und entsprechende Unterrichtsgespräche sind hier ebenfalls nicht vorhanden oder die absolute Ausnahme.

Es geht beileibe nicht darum, einen unreflektierten, selbstgerechten Nationalstolz bei uns selbst oder bei anderen zu entwickeln. Allenfalls geht es um Sympathie für ein Land und eine Staatsform, die wir immer wieder auch kritisieren müssen, wollen und dürfen – weil wir sie mögen, nicht obwohl.

Susan Neumann, die Direktorin des Potsdamer Einstein-Forums, hat in ihrem jüngsten Buch mit dem Titel „Von den Deutschen lernen“ den langen Weg der deutschen

Nachkriegsgesellschaft von der spontanen Verleugnung eigener Schuld und Verantwortung für die Verbrechen des Nationalsozialismus über die andauernde Thematisierung eigener Leiderfahrung – beides kenne ich selbst aus Kindheit und Jugend bis zum Erbrechen – hat also den langen Weg der Selbstaufklärung unserer Nation bis hin zur selbstverständlichen Anerkennung der Rolle Deutschlands und der deutschen Gesellschaft für die Menschheitsverbrechen in der Mitte des 20. Jahrhunderts skizziert. Und ebenso deutlich hat sie unterstrichen, dass dieser schmerzvolle Weg, den freilich nicht alle Deutschen beschritten haben oder betreten wollten, dass sich also dieser lange Weg gelohnt hat. An ihm könnten – so Neimann – auch andere Gesellschaften lernen, wie sie „mit dem Bösen in ihrer Geschichte umgehen können“ – so der Untertitel des Buches. Und man müsse mit dem alten Bösen umgehen, um für neue Ungerechtigkeiten, Abgrenzungen und Aggressionen sensibel und wachsam zu bleiben.

Wäre es nicht denkbar, eine derartige Einschätzung zum selbstverständlichen Teil unserer eigenen, alltäglichen erinnerungskulturellen Arbeit zu machen?

VI. Erinnerungsarbeit und Identitätsbildung – wie geht denn so etwas?

In den nunmehr über drei Jahrzehnte forciert geführten erinnerungskulturellen Diskussionen taucht ein Wort beständig auf, dass man zu den „Plastikwörtern“ unserer Sprache gezählt hat: das Wort „Identität“. Was immer das auch sei, wird in jeder Fachdisziplin und – wenn wir über personale Identität sprechen – von jedem Menschen höchst eigensinnig und sehr persönlich beantwortet. – Wenn man – was oft geschieht – den Identitätsbegriff aber als Substanzbegriff verwendet, dann geht damit die Überzeugung einher, dass jeder Mensch, jedes soziale Kollektiv, also auch jede Gesellschaft, eine klare Identität besitzt, die im Falle der letzten Kategorie auch als „kollektive“, „kulturelle“ oder gar nationale“ Identität bezeichnet wird. – Von anderen wird wiederum gerade bezweifelt, dass Gruppen höchst unterschiedlicher Menschen als Sozialkollektiv eine gemeinsame Identität haben können. Eben mit dieser Überzeugung aber machen wiederum andere Politik.

Im Wirrwarr der Debatten und im unterdessen unüberschaubaren Feld der wissenschaftlichen Beiträge zum Identitätsproblem hat mir vor langer Zeit der sprachwissenschaftliche Lektürefund geholfen, dass sich das Wort „Identität“ im Deutschen zu Anfang der 1920er Jahre begonnen hat durchzusetzen im Kontext der Pubertätspsychologie und deren öffentlicher

Wirkung – waren doch die Worte „Jugend“ und „Jugendlichkeit“ seit etwa 1900 utopische Chiffren für die Sehnsucht nach gesellschaftlicher Erneuerung – und das in einer deutschen Gesellschaft, in der damals so viele junge Menschen gelebt haben wie nie zuvor. Nimmt man die Befunde der damaligen Jugendpsychologen und -deuter ernst, dann ist „Identität“ etwas, das man sucht, aber nicht hat; etwas, das sich ständig verändert und immer wieder hergestellt werden muss. Dass also auch und gerade zwischen Menschen und in sozialen Kollektiven diskursiv verhandelt und hergestellt werden muss.

Eben diese Vorstellung von Identität aber passt wunderbar zum Begriff der Geschichte und des Geschichtsverständnisses. Denn der Sinn der Vergangenheit steht niemals fest (anders als so manches Faktum), er wird gestiftet durch die jeweils lebenden und forschenden Zeitgenossen – und bleibt dabei den Interessen der Gegenwart und den Hoffnungen auf eine Zukunft immer verhaftet.

Um den geschichtsphilosophischen Höhenflug nun zu verlassen: Das bedeutet, dass Gedenkstätten oder die Arbeit in Ihnen eben keine bleibende kulturelle, politische oder nationale Identität stiften, ebenso wenig wie ein Denkmalensemble oder ein Einzeldenkmal das tut. Und ebenso wenig ist gesichert, dass der Weg durch eine Gedenkstätte und deren Geschichte zur humanen Haltung eines Individuums oder gar einer Gesellschaft führt:

„Beim nächsten Mal klappt’s“ stand vor Jahren einmal im Gästebuch der Gedenkstätte Buchenwald. Da hatte jemand offensichtlich etwas gelernt...aber nicht das, was wir gerne vermittelt hätten.

Zudem dürfte stärker als bisher akzentuiert werden, dass die Arbeit an Denkmälern und Gedenkstätten, die den Schrecken des 20. Jahrhunderts gewidmet sind, weniger als „Vergangenheitsbewältigung“, sondern als „Gegenwartsbewältigung“ (ein Begriff des Autors Max Czollek) verstanden werden muss. Wenn wir an diese Orten der Erinnerung, die wir als Denkmäler nutzen, gegen Abgrenzung, Abwertung, Diskriminierung, Antisemitismus und Rassismus versuchen, pädagogisch Fron zu machen – dann geschieht das nicht deshalb, weil es 1933 bis 1945 oder, ganz anders, 1949 bis 1989, so „schlimm gewesen ist“, sondern weil diese Denkmäler und Praxen ein schlimmer, leider jedoch alltäglicher Teil unserer gegenwärtigen Gesellschaft sind.

Auch hier also erinnern wir uns an Vergangenes im genuinen Interesse an Gegenwart und Zukunft unserer deutschen und europäischen Gesellschaften.

Nach so vielen skeptischen Nachfragen zuletzt ein Trost:

Halten wir uns an eine Denkmaldefinition des 18. Jahrhunderts, in der es heißt: „Denkmal ist ein Ding, was die Kinder veranlasst, ihre Eltern zu fragen, was es bedeute.“ Ersetzen wir im Zitat „Denkmal“ durch „Gedenkstätte“ und „Eltern“ durch „Gedenkstättenpädagogen“ stimmt der Satz immer noch.

Bleiben wir also Fragende (mit ein paar möglichen Antworten im pädagogischen Gepäck), bleiben wir Neugierige, vor allem in interkulturellen und internationalen Arbeitsfeldern, – doch keine Identitätssucher oder gar -stifter. Und widersprechen wir all denjenigen, die von unserer Arbeit die Herstellung eindeutiger Identitäten erwarten – und ebenso denen, die meinen, unsere nationale deutsche Identität werde durch die Arbeit an der Erinnerung des Bösen in unserer Geschichte beschädigt.

Wenn das Konsens auch im Dreiländereck und bei der Arbeit der dort etablierten Institutionen sein kann (oder vielleicht schon längst ist), wäre etwas gewonnen – jedoch keine transnationale Identität, aber eine Grundlage gemeinsamer Arbeit an den nationalen und mitteleuropäischen Erinnerungsfragmenten, nach denen wir die Orte der Erinnerung im Dreiländereck weiterhin befragen müssen.

Und zu den von mir so genannten „schönen“ Orten der Erinnerung im Dreiländereck sollte man bald mal ein Buch machen...wer immer dazu Zeit, Lust und Geld hat.

Vielen Dank fürs Zuhören

Dresden, 5. September 2020

Dr. phil Justus H. Ulbricht
Herkulesstraße 21
01277 Dresden
jhujena@t-online.de